

# Predigt zum Sonntag Laetare 22. März 2020

von Direktor Dr. Karl Hardecker, Pfarrseminar Stuttgart-Birkach

Zum Gedenken an Hölderlins 250. Geburtstag

Predigttext: Jesaja 66, 10-14 (Luther 2017)

*Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über die Stadt, alle, die ihr sie lieb habt! Freuet euch mit ihr, alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Denn nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an ihrer vollen Mutterbrust. Denn so spricht der Herr: Siehe, ich breite aus bei ihr den Frieden wie einen Strom und den Reichtum der Völker wie einen überströmenden Bach. Da werdet ihr saugen, auf dem Arm wird man euch tragen und auf den Knien euch liebkosen. Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet; ja, ihr sollt an Jerusalem getröstet werden. Ihr werdet's sehen und euer Herz wird sich freuen, und euer Gebein soll grünen wie Gras. Dann wird man erkennen die Hand des Herrn an seinen Knechten und den Zorn an seinen Feinden.*

Liebe Gemeinde,

diesem Säugling geht es gut. Diesem Säugling, der an dieser Brust trinken darf, wohl behütet, wohl genährt und ganz im Frieden. Diesem Säugling geht es gut, weil es seiner Mutter gut geht und geht es seiner Mutter gut, gerät der Säugling wohl.

Also muss die Mutter genauso behütet, geschützt und im Frieden leben wie das Kind. Nur so geht es gut.

Mit einer Umgebung, die beide schützt - Mutter und Kind.

Mit Menschen, die es gut meinen mit beiden, - mit Mutter und Kind.

Dies ist das Stimmige an diesem Bild der Stadt Jerusalem als einer Mutter, die sorgt, behütet und ernährt. Es braucht eine Gemeinschaft dazu, die beide umgibt. Eine friedliche Gemeinschaft, eine friedliche Stadt, eine menschenfreundliche Stadt.

Der Wiederaufbau der Stadt Jerusalem war mit solchen Hoffnungen verbunden: dass die wieder aufgebaute Stadt nährend, schützend, behütend sein würde. Und Erinnerungen wurden wach an Zeiten, als diese Stadt dies sein konnte: als sie den Menschen in ihren Mauern Schutz und Frieden, Nahrung und Gemeinschaft bot.

So schön und erbaulich deshalb solche Sätze sind,- so deprimierend sind Bilder und Reportagen von zerstörten Städten, - von Aleppo und Homs vor wenigen Jahren und von Idlib dieser Tage.

Denn zerstört wurden nicht nur Häuser und Straßen, zerstört wurden Menschenleben, zerstört wird die Gemeinschaft und zerstört wird auch dieses Bild einer Mutter mit ihrem Säugling, ja, manches Mal nicht nur das Bild, sondern die leibhaftige Mutter mit ihren leibhaftigen Kindern.

Krieg war zu allen Zeiten grausam, auch zur Zeit Hölderlins. Kein Wunder also, dass Hölderlin ein Bild entwirft nach dem Frieden von Luneville, das Mutter und Kind als erstes nennt:

*Und vor der Thüre des Haußes  
Sitzt Mutter und Kind,  
Und schauet den Frieden  
Und wenige scheinen zu sterben  
Es hält ein Ahnen die Seele,  
Vom goldnen Lichte gesendet,  
Hält ein Versprechen die Ältesten auf.*  
(Hölderlin, Friedensfeier)

Dieser Frieden von Luneville war deshalb für Hölderlin so wichtig, weil mit diesem Frieden das gemeinsame Projekt der jungen Dichter und Denker, nämlich die Französische Revolution noch einmal zu retten war. Schließlich machten Schreckensnachrichten von Hinrichtungen in Paris die Runde. Das Fallbeil, die Guillotine, enthauptete Menschen und enthauptete die so ersehnte Freiheit. Noch einmal versucht Hölderlin mit dieser Idylle zu retten, was womöglich schon gar nicht mehr zu retten war. Für Hölderlin und seine Freunde ging es damit um ihr großes Ideal und um eine Lebensaufgabe, der sie sich verschrieben hatten.

An dieser Lebensaufgabe, - die Freiheit zu finden *aufzubrechen, wohin er will*, - ist er gescheitert. Hierfür waren die Verhältnisse für ihn einengend, allererst durch eine Mutter, die kein Verständnis hatte für ihren Ältesten, der nicht Pfarrer werden wollte, weil er ein Lyriker war. Und weil dieser Älteste keinen Platz fand in einer Gesellschaft, die von Goethe, Fichte und Schiller beherrscht war, von Schlegel, von Humboldt und von Finanzleuten wie einem Jakob Gontard in Frankfurt, in dessen Frau Susette sich Hölderlin aussichtslos verliebte und der ihn dann vom Hof jagte wie einen Hund. Kein Wunder, dass ihn das vollends aus dem Lot riss und er nach einem ihn verstörenden Frankreich- Aufenthalt schreiben musste:

*Bald aber wird, wie ein Hund, umgehn/In der Hitze meine Stimme auf den Gassen  
der Gärten/ In denen wohnen Menschen / In Frankreich. (Homburger Folioheft, S. 75)*

Deshalb war sein Leben tragisch und deshalb endete er als pauvre Hoelderlin im Turm, - verkannt, unverstanden und ohne Anerkennung.

In jungen Jahren war das große Ziel der Stiftler gewesen, die Gemeinschaft zu erneuern. Deshalb waren sie alle begeisterte Jakobiner.

In einer freien Gesellschaft wollten sie leben, nicht länger gegängelt und an die Galeere der Theologie gekettet.

Die Sehnsucht nach dieser Freiheit war groß. In der Französischen Revolution wurde sie in Gewaltexzessen erstickt. Deshalb suchte Hölderlin sie in der Erinnerung an Griechenland. Hier beschwor er den Geist einer neuen Gemeinschaft, besonders deutlich in seiner Elegie Brod und Wein:

*Vater Aether! So riefs und flog von Zunge zu Zunge  
Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;  
Ausgetheilet erfreut solch Gut und getauschet mit Fremden,  
Wird's ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Gewalt.*

Den Geist einer neuen Gemeinschaft erinnert auch der Text aus dem Jesajabuch. Er verbindet mit dem Wiederaufbau der Stadt eine unendliche Segensfülle. Jerusalem wird zum Mittelpunkt der Völker. Es wird eine Stadt, in der Nationalismus überwunden ist und der Geist der Gemeinschaft ein Völker verbindender Geist ist- von universaler Kraft.

Das ist bis heute Vision geblieben und harrt der historischen Einlösung. Denn wenige Städte sind so zerrissen wie Jerusalem. Noch nie war die Einheit eine Einheit im Geiste.

Immer hieß es: es soll mit Heer und mit Kraft, und allzu oft haben wir den Geist schmerzlich vermisst. Pfingsten war immer fern.

Die gegenwärtige Krise, die durch die Pandemie ausgelöst wurde, birgt das Potential, unsere Gesellschaft zu erneuern. Wir werden nach überstandener Krise über vieles anders denken und unsere Prioritäten anders setzen als zuvor. Wir werden Globalisierung anders verstehen und wir werden, was bis vor kurzem noch selbstverständlich war, wie etwa Gottesdienste zu feiern oder das Theater zu besuchen, neu zu schätzen wissen.

Eine erneuerte Gemeinschaft suchte auch Hölderlin. Für ihn war es eine neue Kultur, die das Morgenland und das Abendland umspannte, Griechenland und Hesperien. Für ihn war dies der größere Zusammenhang, den er in seinen Gedichten konstruierte. Und weil er darin alles vereinen und alles versöhnen wollte: die Kulturgeschichte Griechenlands und des Abendlands, die Freiheit des Einzelnen und den Geist der Gemeinschaft, und weil er alles zum Sprechen

bringen wollte: Flüsse, Berge und Städte, sein fühlendes Herz und seinen weit ausgreifenden Geist, - so überforderte er sich damit grandios.

Denn dieses riesige Programm lag allein auf seinen Schultern. Er hatte zunehmend keine Mitstreiter mehr: nach seiner Rückkehr aus Frankreich und erst recht nach seinem Einzug in` s Turmzimmer der Familie Zimmer ist es um ihn einsam geworden.

Die Last der Erneuerung konnte er nicht mit anderen teilen, - auch nicht die Last des Scheiterns. Hier wird sein Weg zum Weg des tragischen Helden. In seinem späten Gedicht Mnemosyne formuliert er:

*Und vieles*

*Wie auf den Schultern eine*

*Last von Scheitern ist*

*Zu behalten.*

Sein Weg vermag uns heute noch zu berühren. Und die Fürsorglichkeit einer Familie Zimmer nötigt bis heute zu tiefem Respekt.

Nur ganz zaghaft suchen wir nach einem anderen Weg, um unsere Sehnsucht und unser Scheitern zu teilen. Und jeder Gottesdienst ermutigt uns dazu.

Nicht dass wir nicht genauso wie Hölderlin an der Geistlosigkeit unserer Zeit litten.

Nicht dass wir nicht genauso darunter litten, dass der Nationalismus Städte in Schutt und Asche wirft und Frauen und Kinder unter sich begräbt.

Nicht dass wir nicht litten am Anblick tausender Flüchtlinge, die an den Grenzen eines sogenannten christlichen Europas sich selbst überlassen werden.

Das alles schreit zum Himmel.

Und wir schreien mit.

Das einzige, was uns hier Mut macht, ist dies: dass Gott es ist, der unser Schreien vernimmt und dass Gott es ist, der Menschen einen neuen Geist gibt, einen Geist, der nicht zerstört, sondern aufrichtet, einen Geist, der solidarisch macht, einen Geist, der andere ernährt wie eine Mutter ihren Säugling nährt. Und dass Gott es war, in dessen Geist Jesus lebte und wirkte.

Hölderlin formulierte in seinem Gedichtentwurf Mnemosyne:

*es findet eine Heimath/ Der Geist.*

Sollte das nicht auch unser Ziel sein?

Und sollten wir Gott nicht darum bitten?

Und im selben Atemzug, dass nicht nur der Geist eine Heimat finde, sondern auch die Menschen, - und zwar alle? Amen